

den beiden weißen Völkern noch auf lange hinaus manche heikle und schwierige Lage schaffen. Die Zweisprachigkeit ist auch der Grund, warum Südafrika in seiner weißen Bevölkerung so zurückgeblieben ist; denn keine Partei traut sich so recht, die Einwanderung zu fördern. Gegen britische Einwanderer sträuben sich die Nationalisten, gegen nichtbritische die südafrikanische Partei, während die Labour Party überhaupt jede weiße Einwanderung ablehnt, weil sie fürchtet, daß dadurch die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft verschlechtert werden.

Buren und Briten haben sich ein Jahrhundert lang den Luxus gegenseitigen Zerfleischens geleistet. Es war die höchste Zeit, daß die Unionsakte dem ein Ende setzte. Wollen die weißen Afrikaner auf die Dauer die Herren Südafrikas bleiben, so müssen sie sich vertragen. Schließlich sind sie nicht allein im Land, sondern ihren anderthalb Millionen stehen fast sechs Millionen Schwarze gegenüber.

20. Die Entstehung der „Schwarzen Gefahr“.

Port Elisabeth.

Fast alle Weißen, die frisch nach Afrika kommen, bringen bereits eine bestimmte vorgefaßte Meinung über den Schwarzen und sein Verhältnis zum Weißen mit. Kommen sie als Missionare oder „im Geiste der Mission“, so sehen sie im Eingeborenen den „Bruder in Christo“, jedenfalls einen im Grunde gleichartigen und gleichwertigen Mitmenschen, den es lediglich zu erziehen und zu zivilisieren gilt, um aus ihm einen Menschen zu machen, der sich vom Europäer nur durch die Hautfarbe unterscheidet. Die andern aber sehen im Neger den Angehörigen einer unbedingt minderwertigen Rasse, die von Gott und der Natur in alle Ewigkeit dazu bestimmt

ist, dem weißen Mann wenn nicht als Sklave, so doch als Knecht zu dienen, und nehmen die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Afrika, welche alle schwere und alle unangenehme und schmutzige Arbeit auf die Schwarzen abwälzt und alle angenehme und gut bezahlte Arbeit dem Weißen vorbehält, als die natürliche Weltordnung, ohne sich Gedanken darüber zu machen, daß da je eine Änderung eintreten könnte.

Diese Einstellung und Voreingenommenheit, die in der Regel durchaus unbewußt ist, bringt es nun mit sich, daß Neuankömmlinge die wirklichen Verhältnisse gar nicht objektiv zu schauen vermögen, und daß ihnen nicht einmal ein Verwundern darüber aufsteigt, wie ganz seltsam und erstaunlich die soziale Schichtung und die Beziehungen zwischen Weiß und Schwarz im Grunde sind.

Für einen Altertumsforscher, der nicht nur in Büchern lebt, sondern der Sinn für das lebendige Leben behalten hat, könnte es zweifellos nichts Interessanteres geben als eine Studienreise in das moderne Südafrika. Er findet hier ein getreues Spiegelbild der Wirtschaftsverfassung und der sozialen Gliederung der Antike. Nicht anders als in Hellas oder Rom lebt hier eine schmale aristokratische Schicht auf einer breiten Basis von Sklaven. Alles Wohlleben, alle Kultur und aller Luxus ist nur möglich durch die Arbeit der Sklaven, die keinerlei politische Rechte haben.

Ich weiß, daß dieser Vergleich in Südafrika böses Blut erregen wird. Man ist dort sehr empfindlich gegen das Wort Sklaverei. Ich gebe darum auch zu, daß mein Vergleich hinkt. Rechtlich ist natürlich kein Gedanke an Sklaverei. Jeder Eingeborene kann seine Arbeitskraft verkaufen, wie es ihm beliebt, nicht anders als der europäische Arbeiter. Der Arbeitgeber hat weder ein Recht, ihn gegen seinen Willen zu halten, noch gar, ihn zu züchtigen. Insofern sind die

südafrikanischen Eingeborenen freier als die ostindischen Kulis, die noch mehrjährigen Arbeitskontrakten unterworfen werden, die sie unbedingt einhalten müssen. Aber das ändert alles nichts an der Tatsache, daß der Neger alle harte Arbeit tut und daß der ganze südafrikanische Staat ohne die Arbeit der schwarzen, politisch rechtlosen Unterschicht unmöglich wäre.

In einem andern Punkt weicht die soziale Gliederung Südafrikas von der des alten Rom jedoch wesentlich ab. In der Antike gehörten die Sklaven zwar meist — nicht immer — einem andern Volk an als die Herren, aber sie waren doch nicht rassenmäßig so verschieden voneinander wie die Schwarzen vom Weißen. Dazu kam, daß der Sklave vielfach in der Familiengemeinschaft des Herrn lebte, zum mindesten in seiner Kultur und Zivilisation, wenn auch auf einer tieferen Stufe. So war es möglich, daß zwischen Sklaven und Herrn eine geistige Gemeinschaft bestand, daß Sklaven Lehrer der Kinder ihres Herrn waren, daß sie zu Freigelassenen wurden und schließlich in die herrschende Aristokratie aufsteigen konnten.

Zwischen den schwarzen Proletariern und den weißen Aristokraten Südafrikas aber klafft ein Abgrund, der einem um so tiefer erscheint, je länger man in Afrika weilt. Wenn Ripling von Orient und Okzident sagt: „Ost ist Ost, und West ist West, und niemals werden sie einander begegnen“, so gilt dies Wort noch in unvergleichlich stärkerem Maße von den Afrikanern und Europäern. Der schwarze Diensthote mag die intimsten Arbeiten im Haushalt und in der Familie tun, er bleibt darum immer ein Fremdkörper. In den meisten Städten der Union schlafen die schwarzen Diener und Arbeiter ja auch nicht in der Stadt der Weißen, sondern ein gut Stück vor den Toren, in der „Berst“, im „Compound“ oder wie immer man ihre Niederlassung nennen

mag. Da liegt die weiße Stadt mit hohen, schönen Häusern, mit elektrischem Licht und Automobilen, Parks, Theatern, Kinos und all dem Pomp der Weißen, und in respektabler Entfernung von ihr dehnt sich die schwarze Stadt, unansehnlich und unscheinbar, Hütten oder Baracken, Klein gegenüber der weißen Stadt, obgleich sie oft ein Vielfaches an Einwohnern zählt. Jeden Abend verlassen die Eingeborenen, von deren Arbeit die weiße Stadt lebt, ihre Dienstplätze und wandern in ihre ärmlichen Behausungen, und jeden Morgen legen sie wieder den weiten Weg zu ihrer Arbeitsstätte zurück. Auch wo diese strenge Scheidung nicht besteht, wird ein Eingeborener niemals im Hause seines Herrn schlafen, sondern in einer Hütte, im Hof oder Garten, einem Schuppen oder Winkel. Selbst wenn man mit seinen Leuten unterwegs ist, auf Jagd oder Safari, ist der Schlafplatz des Weißen streng getrennt von dem des Schwarzen. Niemals würden sie wagen, ihre Mahlzeit gemeinsam mit der des Herrn zu bereiten, nicht einmal nachträglich, sondern sie zünden sich in gebührendem Abstand ihr eigenes Feuer an.

Noch unvergleichlich tiefer als die äußere Scheidung ist die innere Kluft. Schwarz und Weiß leben in zwei völlig getrennten Welten. Der Haushalt- oder Officeboy, der während des Dienstes in der Familie oder im Geschäft des Weißen Gelegenheit hatte, dessen intimes Wesen kennenzulernen, der dessen Individualismus sah und während seines Dienstes und durch diesen ebenso Individualist sein konnte, indem er mit seiner freien Zeit und seinem Lohn anfangen konnte, was er wollte, taucht doch wieder in die alten Bindungen unter, sobald er zu seiner Familie, in sein Dorf, zu seinem Stamm zurückkehrt. Er unterstellt sich wieder der Autorität der Familie und des Stammesoberhauptes. Er liefert seinen Lohn ganz oder teilweise vorschrifts-

mäßig ab. Er wird wieder Sozialist, der als unpersönliches Glied sich widerspruchlos der kommunistischen Stammesgemeinschaft einfügt.

Diese Sachlage war nur dadurch möglich, daß kaum ein südafrikanischer Schwarzer dauernd in den Dienst eines Weißen tritt. Er arbeitet bei diesem für Wochen, vielleicht für Monate, höchstens für Jahre, dann kehrt er auf gewisse Zeit oder für immer in seinen heimatlichen Kraal zurück.

Hierdurch und durch den starken Rassestolz der Buren wurde es möglich, daß die schwarze und die weiße Welt ein Jahrhundert lang ohne Durchdringung, ja fast ohne innerliche Berührung nebeneinander bestehen konnten. Nur dadurch, daß der Schwarze unter der unbedingten Stammesdisziplin erzogen wurde und immer wieder in sie zurückkehrte, war es auch möglich, die Eingeborenen in jenem Geist der Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit zu halten, die sie die schwere, von den Weißen aufgebürdete Arbeitslast willig tragen ließ.

Solche Verhältnisse waren jedoch nur so lange möglich, als die Arbeitsanforderungen der Weißen verhältnismäßig gering waren, sich in der Hauptsache auf Viehhüten und landwirtschaftliche Arbeit beschränkten, und solange Land genug verfügbar war, daß die Masse der Eingeborenen für sich in ihren Dörfern leben konnte, und solange die Dienstzeit des Eingeborenen und seine Berührung mit den Weißen nur so kurz war, daß das Wesen und der Charakter des Schwarzen nicht entscheidend beeinflusst und verändert werden konnten.

Mit dem Aufkommen der Minen und der Fabriken mit ihren fast unbegrenzten Anforderungen an schwarze Arbeit mußten sich jedoch diese Verhältnisse entscheidend ändern, und mit ihnen auch die Einstellung des Negers gegenüber dem Europäer. Als zweites kam hinzu, daß sich die Er-

ziehungsarbeit der Mission langsam geltend zu machen begann. Sie erzeugte ein intellektuelles schwarzes Proletariat, das für seine mühsam erworbenen Fähigkeiten und Kenntnisse keine Verwendung fand. Und der dritte entscheidende Faktor ist die beginnende Auflösung der Stammesverfassung und Untergrabung der Häuptlingsautorität, teilweise durch die Weißen selbst.

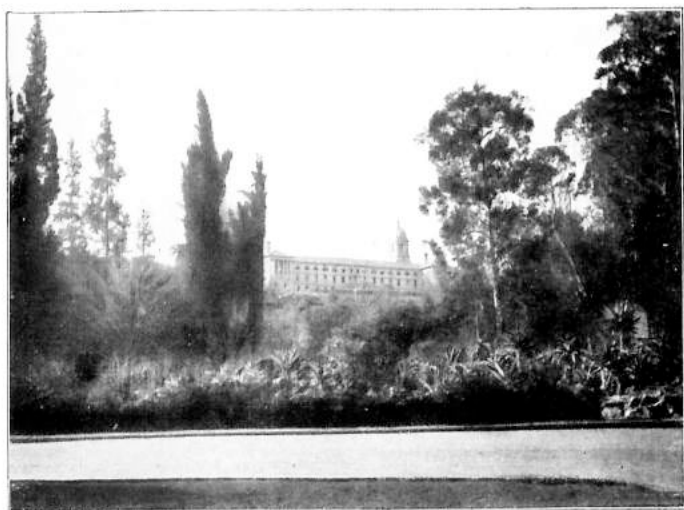
Diese drei Faktoren wirken zusammen, um die bedrohliche Lage zu schaffen, der die jetzige Generation der weißen Südafrikaner entgegengeht.

21. Die „Schwarze Gefahr“ und die „Schwarze Notwendigkeit“.

East London.

Es gibt Probleme von so überragender Bedeutung, daß sie alle andern Fragen beeinflussen und überschatten. Ich habe absichtlich in den bisherigen Kapiteln die Eingeborenenfrage einstweilen zurückgestellt, allein, ob ich wollte oder nicht, habe ich ihrer doch in fast allen Aufsätzen Erwähnung tun müssen. Im Grunde ist das auch unvermeidlich; denn ob man Südafrikas Wirtschaft behandelt oder seine soziale Frage, das Verhältnis zwischen Dur und Brite oder die Stellung der Union zum Empire, alle Fragen sind untrennbar mit dem einen großen Problem des Verhältnisses von Weiß zu Schwarz verknüpft.

Wenn man sich in andern Erdteilen mit der steigenden „farbigen Flut“ befaßt hat, so erwartet man auch in Afrika die „Schwarze Gefahr“ als ein Problem von entscheidender Wichtigkeit anzutreffen, indessen ahnt man vorher nicht, in wie hohem Maße alles und jedes in Afrika von dieser einen Frage abhängt.



Regierungsgebäude.



Marktplatz.
Pretoria.



Eingeborenenhotel in Bloemfontein.



Armselige Wohnhütten am Fuße der Goldhalden in Johannesburg.
Aus den Wohnvierteln der Schwarzen in Südafrika.

Eine Hauptfrage der Weißen Südafrikas, die man immer wieder zu hören bekommt, ist das ungünstige Zahlenverhältnis von Weiß und Schwarz: anderthalb Millionen Weiße gegen sechs Millionen Schwarze. Diese Spanne brauchte an sich noch nicht beängstigend zu wirken, wenn nicht eben einige Tatsachen dazukämen, die sie wesentlich zuungunsten der Weißen verschieben. Einmal vermehren sich die Schwarzen rascher als die Weißen. Südafrika hat aus den bereits erwähnten Gründen keine nennenswerte europäische Einwanderung. Die Geburtenziffer aber geht zurück, auch bei den Buren, je mehr sie ein modernes Kulturvolk werden. Bei den Eingeborenen aber beginnt die Hygiene, die die Weißen ihnen brachten, sich in steigendem Maße in einer verringerten Sterblichkeitsziffer auszuwirken.

Dann aber ist in Wirklichkeit das Verhältnis nicht anderthalb zu sechs, sondern wesentlich ungünstiger für die Weißen. Diese Zahlen beziehen sich lediglich auf die Union; aber sie liegt ja nicht auf einer Insel, sondern mitten in Afrika, und da ihre Grenzen durchaus willkürlich sind, muß man auch das Verhältnis von Weiß zu Schwarz in den anstoßenden Ländern ins Auge fassen. Da sind zunächst die englischen Protektorate von Swazi-, Basuto- und Betschuanaland, die zum großen Teil direkt in das Gebiet der Union eingesprengt sind. Sie gehören zwar nicht politisch, wohl aber geopolitisch zur Union. Zählt man diese Gebiete zur Südafrikanischen Union, so verschiebt sich das Zahlenverhältnis erheblich; denn in Swasiland kommen auf 2200 Weiße 110 000 Schwarze, in Betschuanaland 1700 auf 160 000 und in Basutoland gar nur 1600 auf eine halbe Million.

Nicht nur die Bevölkerung dieser Protektorate ist den Schwarzen der Union zuzuzählen, sondern auch aus Rhodesien, Angola und Mozambique kommen Eingeborene als Arbeiter

auf die südafrikanischen Minen, und im Fall eines allgemeinen Eingeborenenaufstands ist die Gefahr gegeben, daß die Massen dieser Gebiete die gegen die Weißen in Marsch geratene Armee noch riesig verstärken. In Südrhodesien kommen auf 33 000 Weiße eine Million Schwarze, in Nordrhodesien gar die gleiche Zahl auf 3000 Weiße. In Mozambique, Angola und Nyassaland ist das Verhältnis noch ungünstiger, wenn auch nicht so ungünstig wie in den zentralafrikanischen Gebieten, wo auf wenige Tausend Weiße Millionen von Schwarzen kommen.

Nun braucht zahlenmäßige Überlegenheit allein den Weißen nicht zu schrecken. In allen Erdteilen hat der weiße Mann sich gegen eine Überzahl von Farbigen erfolgreich durchgesetzt, auch bisher in Afrika. So als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zwölftausend Kaffern unter Hintsa den Fischfluß überschritten und die Kapkolonisten angriffen, oder als Leutnant Chard im Zulu-Krieg sich mit achtzig Mann gegen einige Tausend Zulus hielt, oder Potgieter mit hundertseben Büren die achtzigtausend Matabele unterwarf, die sich im Maricodistrikt angesiedelt hatten. Und die militärische Überlegenheit der Weißen ist heute, wo sie über Flugzeuge und Maschinengewehre verfügen, auch gegenüber mit Gewehren bewaffneten Eingeborenen eher größer als zu der Zeit, wo Vorderlader gegen Assagai stand.

Nein, nicht in einem möglichen blutigen Eingeborenenaufstand liegt heute die „Schwarze Gefahr“, sondern in der wachsenden Stammesauflösung und Erschütterung der überkommenen sozialen und geistigen Bindungen, auf denen bisher die unbestrittene Überlegenheit und Herrschaft der Weißen beruhte.

Trotz aller Eingeborenenkriege und -aufstände liegen die Verhältnisse in Afrika ja ganz anders als in Amerika oder

Australien. Hier handelte es sich niemals um einen Rassenkrieg, dessen Ende nur die Vernichtung der einen Rasse sein konnte oder Vermischung und Verschmelzung beider, sondern die angestammten Schwarzen und die eingedrungenen Weißen bekriegten sich zwar zeitweise, lebten aber im übrigen friedlich nebeneinander. Die Eingeborenen übernahmen verhältnismäßig willig die Arbeitsbürde, die ihnen der weiße Eindringling zuschob, so daß heute ein weißes Südafrika ohne eine schwarze Unterschicht gar nicht denkbar ist. Diese völlige Unentbehrlichkeit der Eingeborenen für die Wirtschaft des weißen Südafrika führt zu der Ungereimtheit, daß die Weißen einmal mit wachsender Sorge auf die zahlenmäßige Überlegenheit der Schwarzen blicken, daß sie aber andererseits alles tun, diese Überlegenheit noch zu vergrößern, indem sie nicht genug schwarze Arbeitskräfte für ihre Farmen und Minen aus den angrenzenden Gebieten mit starker farbiger Bevölkerung einführen können.

Man schreibt und redet viel von einem „Weißen Afrika“, allein das ist sehr euphemistisch ausgedrückt. Man kann darüber streiten, ob es möglich gewesen wäre, die Südafrikanische Union in ihrer heutigen Wirtschaftsstruktur mit rein weißen Arbeitskräften aufzubauen, und insbesondere, ob man die Goldminen des Witwaters Rand, den Lebensnerv Südafrikas, ohne die billigen Schwarzen in Betrieb hätte nehmen können. Aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß heute eine Umkehr nicht mehr möglich ist. Heute und für eine lange Zukunft, vielleicht für immer, ist ein „Weißes Südafrika“ ohne ein es ergänzendes und stützendes „Schwarzes“ nicht möglich.

Darum gibt es für Südafrika nicht nur eine „Schwarze Gefahr“, sondern gleichzeitig eine „Schwarze Notwendigkeit“. Die eine bedingt die andere, und so entsteht ein Problem, für das es keine restlose Lösung geben kann.

22. Kaffernarbeit und Farbenschanke — die Gründe des südafrikanischen Arbeitsproblems.

East London.

Südafrika mag dem Europäer weniger bieten als andere überseeische Gebiete der gleichen Breitengrade und mit einem ähnlichen Klima. Der neu ins Land kommende Farmer mag den Boden unfruchtbar finden, das Wasser spärlicher, die Seuchen und Ungezieferplage größer als etwa in Texas, in Argentinien oder in Australien, aber in einem Punkte bietet ihm Südafrika erhebliche Vorteile: es entbindet ihn jeder schweren körperlichen Arbeit. Während sonst überall die Anfangsjahre für den Siedler schwerste Anstrengung bedeuten, der viele nicht gewachsen sind, findet der Einwanderer in Südafrika billige und willige Arbeitskräfte vor, die ihm die schwerste Bürde abnehmen, und gleichzeitig sieht sich jeder weiße Einwanderer, mag er auch noch so arm sein, von der eingeborenen farbigen Bevölkerung als Aristokrat und Herr behandelt, während etwa in Argentinien oder Brasilien der Indio, ja sogar der alteingesessene Neger auf den armen weißen Einwanderer verächtlich herabsieht, und der Weiße unter Umständen den Farbigen nicht nur als Arbeitskollegen neben, sondern sogar als Aufseher und Arbeitgeber über sich dulden muß.

Der Brauch, möglichst alle schwere und unangenehme Arbeit auf den Eingeborenen abzuschieben, ist so allgemein, daß kein Neuankömmling sich ihm auf die Dauer entziehen kann. Man mag noch so wenig gewöhnt sein, sich persönlich bedienen zu lassen, schließlich passen sich doch alle Einwanderer dieser so bequemen Landessitte an. Der frisch ins Land kommende fleißige und bescheidene deutsche Handwerker arbeitet vielleicht noch die ersten Monate ohne farbige Boys. Dann hält er sich

aber zum wenigsten einen Jungen, der ihm den Werkzeugkasten nachträgt, und nach ein, zwei Jahren hat auch er sich daran gewöhnt, die Arbeit nach Möglichkeit von seinen Boys verrichten zu lassen und sich auf die Aufsicht zu beschränken. Das Mädchen, das als Köchin oder Diensthote ins Land kommt, lernt nicht weniger rasch, den Küchen- oder Hausboy zu kommandieren und alle Arbeit verrichten zu lassen.

Es wäre durchaus unangebracht, den Südafrikanern aus dieser Haltung einen Vorwurf zu machen. Es wäre gegen alle menschliche Natur, auf die Dauer auf diese Arbeitserleichterungen zu verzichten. Ich habe an mir selber gemerkt, wie rasch man sich „afrikanisiert“. In unserm ersten Zeltlager hatten wir einen Boy, in unserm letzten bereits sechs. In manchen Gegenden sind die Boys ja auch so billig, daß es wirklich keine Rolle spielt, ob man ein paar mehr oder weniger hat. So gewöhnt man sich daran, keine Handreichung mehr selber zu tun.

Dies ist nun zwar recht bequem, aber, von der ethischen Seite noch ganz abgesehen, keineswegs unbedenklich; denn eine derartige Entwöhnung von jeder schweren körperlichen Arbeit schließt für die Herrenrasse die Gefahr der Verweichlichung und Degenerierung ein. Solange die weißen Farmer noch in ständigem Kampfe mit feindlichen Eingeborenen und wilden Tieren lagen, so lange war keine Gefahr, allein heute, wo fast ganz Südafrika zivilisiert und befriedet ist, liegen die Dinge anders.

So ein richtiger Südafrikaner läßt sich von seinen Farbigem in einer Weise bedienen, über die man immer wieder starrt, selbst wenn man bereits eine ganze Zeit im Lande weilt. Wenn man beispielsweise in Pretoria im Wagen vor einem Geschäft vorfährt, so mag der Einkauf noch so klein sein, man trägt ihn nicht selbst zu seinem Wagen. Noch viel weniger wird das etwa der weiße Verkäufer tun, sondern da

wird der Boy gerufen, und man wartet, bis er erscheint, um das Paketchen die paar Schritte zu tragen. Ich habe im nördlichen Transvaal Farmer und Digger getroffen, die so arm waren, daß man wirklich nicht wußte, wovon sie leben, aber ein paar Farbige hatten sie doch, und es wäre ihnen nicht im Traume eingefallen, die geringste Handbewegung, die sie auf die Schwarzen abschieben konnten, selbst zu machen.

Dieser Überfluß an billiger schwarzer Arbeitskraft macht nun allerdings nur dem das Leben wirklich bequem, der über gut eingearbeitete Boys verfügt. Wo dies nicht der Fall ist — und das ist eigentlich die Regel —, da opfert der Weiße, ohne daß er eigentliche produktive Arbeit leistet, ein gut Teil Zeit, Kraft und Nerven darauf, die Schwarzen immer wieder anzulernen, anzuweisen und anzueifern. Dadurch und durch die zum Teil geradezu maßlose Verschwendung mit farbiger Arbeitskraft, die durch ihre Billigkeit bedingt wird, kommt es, daß Südafrika nicht so billig produziert, wie man annehmen sollte, ja, daß es in manchen Erzeugnissen nicht einmal auf dem Weltmarkt konkurrieren kann.

Der Grund hierfür liegt freilich noch in etwas anderem: der Farbenschranke. An sich ist ja bereits die Scheidung zwischen Weiß und Farbige noch viel krasser als etwa in den Südstaaten der amerikanischen Union. Während dort beispielsweise in der Straßenbahn lediglich die Sitze der Farbigen von denen der Weißen abgetrennt sind, darf in Transvaal oder im Oranje-Freistaat kein Eingeborener die Straßenbahn benutzen. In Pretoria war es bis vor kurzem den Farbigen verboten, auf den Bürgersteigen zu gehen. Erst der stark angewachsene Autoverkehr führte zur Aufhebung dieses Verbots. Aber heute noch ist jedes Museum, jeder öffentliche Park, jedes Theater und Kino, jedes Restaurant oder Vergnügungsort für den Eingeborenen ausnahmslos verschlossen.

Diese gesellschaftliche und soziale Abtrennung der Farbigen ist jedoch nicht mit der Farbenschranke gemeint, sondern ihr Ausschluß von jeder höherwertigen und vor allem jeder besser bezahlten Arbeit.

Diese Farbenschranke ist die notwendige Folge des in ganz Südafrika geltenden Vorurteils gegen „Kaffernarbeit“. Jede ungelernte Arbeit gilt als „Kaffernarbeit“, unwürdig eines weißen Mannes, und ein richtiger Südafrikaner verhungert lieber, als daß er eine solche Arbeit annimmt. Wenn sich die Weißen daher nicht wenigstens die ohnehin nicht allzu reichlichen höherwertigen Arbeitsgelegenheiten vorbehielten, läge die Mehrzahl auf der Straße. Heute ist ja bereits das Problem der „poor white“ eines der allerschwierigsten der Union. Die „poor white“ oder, wie sie auf afrikaans heißen, die „armen Blanken“ sind jene Weißen, die, zu höherwertiger Arbeit unfähig, jede andere ihnen angebotene als „Kaffernarbeit“ ablehnen. Dieses unruhige und unzufriedene weiße Proletariat, das, ohne zu säen und zu ernten, wie die Lilien auf dem Felde sich schließlich doch irgendwie erhält, bildet die Sorge jeder südafrikanischen Regierung. Solange es der Minenindustrie gut geht, kann diese wenigstens einen Teil der armen Weißen aufnehmen, allein bei jedem Rückschlag auf dem Metallmarkt ist nicht nur das unmöglich, sondern das Heer der, ich möchte sagen berufsmäßigen, „armen Weißen“ wird noch durch die Tausende entlassener Minenarbeiter vermehrt.

Die Regierung tut alles mögliche, das Problem zu lösen. So werden eine ganze Reihe von Arbeitskategorien in den Staatsbetrieben einfach als gelernte Arbeit bezeichnet, für Schwarze verboten und damit für Weiße möglich gemacht. Dadurch sind teilweise ganz unmögliche Zustände entstanden. Man hat ihnen beispielsweise das Amt der Gepäckträger auf den Bahnhöfen reserviert. Während im Grunde das Schlep-

pen von Koffern doch ausgesprochen „Kaffernarbeit“ ist, die z. B. in den Vereinigten Staaten, die doch keine Farbenschranke im Sinne der südafrikanischen kennen, überwiegend von Negern geleistet wird, sieht man auf allen Bahnhöfen der Union Weiße als Gepäckträger. Ebenso soll neuerdings der Straßenbau für Weiße zugänglich gemacht werden.

Die Farbenschranke wird aber nicht nur von unten abgebaut, sondern es wird auch von oben an ihr gerüttelt. Die großen Industriekonzerne, vor allem die Minen, haben das allergrößte Interesse daran, sie möglichst zu beseitigen. Während sie einem weißen Arbeiter 20 Schilling den Tag zahlen, erhält der Farbige höchstens zwei. Dabei könnte der Eingeborene in vielen Fällen die gleiche Arbeit leisten wie der Weiße.

Von den Anhängern der Farbenschranke wird dies zwar lebhaft bestritten und man hört immer wieder den Einwand, man könnte es den weißen Arbeitern nicht verdenken, wenn sie ihr Leben nicht in die Hände des bekannt unzuverlässigen Schwarzen legen wollten. Nun braucht man ja einen Neger nicht gleich an den verantwortungsvollsten Posten zu stellen, etwa vor die Steuerung einer Fördermaschine. Es gibt genug andere Verrichtungen, bei denen sie sich an die Bedienung moderner Maschinen gewöhnen können. Daß sie bei geeigneter Anleitung dazu fähig sind, darüber erübrigt sich eigentlich jeder Streit, seit die Schwarzen selbst mehrfach den Beweis erbracht haben.

Läßt sich mit solchen Gründen die Farbenschranke nicht verteidigen, so doch mit einem andern, triftigeren. Die Farbenschranke ist eine notwendige und natürliche Folge der gegenwärtigen rassenmäßigen sozialen Organisation. Sie ist ein wichtiges Glied dieser Organisation. Solange nicht die südafrikanische Bevölkerung in ihrer Mehrheit bereit ist, das Ver-



Missionsschüler.



Eine schwarze Lehrerin erteilt Elementarunterricht.
Aus der Arbeit der Mission.



Die schwarze Schneiderin.



Aller Anfang ist schwer.
Aus der Arbeit der Mission.

hältnis zwischen Weiß und Schwarz einer eingehenden Reflexion zu unterziehen, solange muß die Farbenschranke bleiben. Ihre Aufhebung würde die gegenwärtige soziale Gliederung in ihren Grundfesten erschüttern. Daher muß sie bleiben, solange nicht eine andere, bessere oder mindestens gleichwertige Organisation vorbereitet ist.

23. Die Mission und ihr Werk.

Misc.

Ich bin jetzt einige Tage lang ununterbrochen durch die Institute von Lovedale und Fort Hare gelaufen, habe mir all die Schulen und Werkstätten, die sie einschließen, zeigen lassen, die Hochschulen und die Universität. Ich habe die hundert und aber hundert Schüler und Schülerinnen von Lovedale in ihrem täglichen Leben erlebt, beim Unterricht, beim Spiel, beim Sport, in ihrem privaten Leben. Ich habe mit den Studenten von Fort Hare gesprochen, der ersten Negeruniversität Südafrikas. Ich muß gestehen, die Summe von Arbeit, die in Lovedale und Fort Hare geleistet wurde, ist überwältigend. Überwältigend, weil es Erziehungsarbeit an teilweise ganz rohem Material war, das gleichsam im Naturzustand eingeliefert wurde.

Trotz alledem überkommt einen, wenn man die Missionsarbeit im ganzen würdigt und nach ihrem Wert für den Farbigen sowohl wie für den Weißen fragt, ein starker Zweifel... Ich gestehe, es fällt mir schwer, ein so hartes und vielleicht auch einseitiges Urteil auszusprechen. Meine Reisen bringen es mit sich, daß ich viel mit Missionaren zusammenkomme, und ich habe noch nicht einen einzigen getroffen, vor dem ich nicht menschlich die allergrößte Hochachtung hegte. Was da teilweise an Selbstaufopferung und Hingabe geleistet wird, ist

erstaunlich. Der Standpunkt, daß jede für Christus gewonnene Seele alle Mühe und alle durch die Bekehrung der Farbigen entstehenden Gefahren und Nachteile aufwiegt, soll hier nicht nach seiner Berechtigung geprüft werden, aber wenn man ihn trotz seiner Zugehörigkeit zur christlichen Kirche nicht teilen kann, dann ist man nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, die Vor- und Nachteile der Mission gegeneinander abzuwiegen.

Im fernen Osten, in Indien, in der ganzen übrigen Welt mögen die ersteren überwiegen, doch in Südafrika herrschen eben ganz besondere Verhältnisse. Hier muß man vor allem bedenken, daß die Missionstätigkeit in der Eingeborenenpolitik gerade die entgegengesetzte Richtung befolgt wie die Regierung und die Mehrheit der weißen Bevölkerung. Selbst wenn man die Frage nach der größeren Berechtigung der einen oder der andern Politik zunächst ganz beiseite läßt, muß man zugeben, daß durch diese Gegenarbeit der Mission Unruhe in die schwarze Bevölkerung getragen und ihr Verhältnis zu den Weißen zum mindesten nicht gebessert wird.

Ich bin alles andere als ein Rassefanatiker. Langjähriger Umgang mit Rassen aller Farben hat mich Achtung und Anerkennung des Farbigen gelehrt. Ich habe Freunde unter Turkmenen, Persern, Indern und Chinesen. Ja ich gehe sogar so weit, die Frage, ob man selbst dem Schwarzen Gleichberechtigung zuerkennen sollte, nicht rundweg abzulehnen. Aber wenn man sich zur Politik der Mission bekennt, dann muß man sich auch restlos klarmachen, was eine solche Haltung an Opfern und Verlusten für den Weißen bedeutet, und ob sie diesen Preis aufwiegt.

Ich habe nun immer wieder gefunden, daß nicht einmal die Missionare selbst bereit sind, die praktischen Folgerungen aus ihren Ansichten zu ziehen. Ich habe noch keinen Missionar getroffen, der bereit gewesen wäre, seine Tochter einem

Schwarzen zur Frau zu geben, ja nur in allen Fragen des täglichen Lebens den Farbigen als wirklich und restlos gleichwertig anzuerkennen. Der Missionar ist seinen Zöglingen gegenüber von wohlwollender Überlegenheit. Er setzt immer noch einen gewissen Respekt voraus, und ich weiß nicht, wie die Missionare sich verhalten werden, wenn die Schwarzen einmal anfangen, ihre Autorität in den Fragen einer „Schwarzen Kirche“ zu bestreiten. Eine derartige Entwicklung, eine „afrikanische Reformation“, liegt ja keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit. Im Gegenteil, wenn man nicht blind ist oder absichtlich die Augen verschließt, muß man sogar mit einer solchen Strömung rechnen.

Fort Hare ist unbestreitbar alles andere als eine gleichberechtigte Universität. Was sie in der Hauptsache ausbildet, sind schwarze Geistliche und Lehrer. Wäre es gar so unnatürlich, wenn in diesen einmal der Gedanke aufstiege, sich von dem Gängelband der Weißen zu lösen und eine eigene „Schwarze Kirche“ zu bilden? Schließlich ist es für den Schwarzen nur selbstverständlich, daß der liebe Gott schwarz ist und der Teufel weiß. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß diese Ansicht einmal öffentlich und dokumentarisch zum Ausdruck kommt.

Die Weißen haben den Schwarzen selbst das schlechte Beispiel gegeben. Es ist ja keineswegs eine einzige, einige und allgemeine christliche Kirche, die in Afrika Mission treibt. Da ist nicht einmal nur das katholische und das protestantische Bekenntnis, sondern da stürmen an die zwei Duzend verschiedene christliche Konfessionen auf die armen Schwarzen ein. Da gibt es Wesleyaner und Presbyterianer, Methodistten und Kongregationisten. Da sind Lutheraner und Baptisten. Da gibt es holländische Reformisten, Römisch-Katholische und Gott weiß was sonst noch alles. Legt man das Urchristentum mit

seinen kommunistischen Tendenzen als Maßstab an — und gerade das liegt ja dem sozial organisierten Neger besonders —, so ist keiner der heutigen Vertreter frei von Label. Wie nun, wenn plötzlich einmal ein schwarzer Huf oder Luther aufträte?

Die in Südafrika vielfach heftig angegriffenen Missionare führen zu ihren Gunsten immer an, daß sie doch gerade den Neger in moralischer Zucht und Ordnung halten. Das ist schon richtig. Gegenwärtig spielen die Missionare als Ordnungsfaktor zweifelsohne eine erhebliche Rolle. Es ist nur die Frage, wie lange noch. Man darf ja nicht vergessen, daß die Eingeborenenjugend, die in Fort Hare, in Lovedale und den andern Missionschulen herangebildet wird, bestenfalls erst zweite Generation ist. Die Väter der Schüler und Studenten haben vielleicht schon Missionsbildung genossen und sitzen jetzt als Lehrer oder Geistliche irgendwo in den Eingeborenen-territorien. Man findet diese zweite Generation übrigens bald aus den andern Zöglingen heraus, die noch „roh und wild“ aus dem Kraal kommen. Sie sind bereits ein gut Teil selbstbewußter. Die dritte und vierte Generation wird noch ungleich schwieriger sein.

Ob die Missionare wollen oder nicht, es ist unvermeidlich, daß sie den Samen sozialer und politischer Unzufriedenheit in die Herzen ihrer Zöglinge senken. Man mache sich doch nur einmal die Lage klar. Da kommt ein intelligenter Negerjunge zur Mission. Er wird liebevoll und als Mensch behandelt. Welten werden ihm erschlossen, die sonst streng dem Weißen vorbehalten sind. Er darf sich ganz geben wie ein Weißer und sich beinahe einbilden, er wäre ebensoviel.

Doch er weiß natürlich ganz genau, daß die Missionsstation eine Insel ist. Verläßt er sie, so ist er wieder ein Hund, zum mindesten ein Mensch zweiter Klasse. Hat er sein Abitur gemacht, so nimmt ihn — Gott behüte! — nicht

eine einzige südafrikanische Universität auf. Aber er kann nach Europa gehen. Und wenn er dort studiert und promoviert hat und nach Afrika zurückkehrt, dann ist es erst schlimm. Er hat ein paar Jahre unter Weißen als gleichberechtigt gelebt, und jetzt soll er wieder ein Hund sein! Selbst wenn er der sanfteste Mensch und der frömmste Christ ist, muß er wenigstens innerlich sich gegen diese Ordnung der Dinge empören. Ich wähle absichtlich starke, vielleicht zu starke Ausdrücke, allein sie treffen den Kern der Sache.

Dieser humanitären, im Hinblick auf die letzten Ziele und Folgerungen durchaus unklaren und verschwommenen Eingeborenenpolitik steht nun die der Regierung und der Mehrheit der weißen Bevölkerung gegenüber, die streng den alten Zustand erhalten will, daß der Weiße der Herr und der Schwarze der Diener ist. Diese Haltung ist keineswegs so unmenschlich, wie sie scheint, und wenn sie mit Gerechtigkeit und Milde gepaart ist, ist sie vielleicht dem Schwarzen viel gemäßer als die christliche Gleichberechtigung.

Ich will mich jedes Urteils darüber enthalten, ob die Eingeborenenpolitik der Regierung oder die der Mission die richtige ist. Ich will nur klar betonen, daß beide einander genau entgegenarbeiten, und daß eine Fortdauer dieses Zustandes schließlich das Unheil auslösen muß, das über den Weißen Südafrikas schwebt.

24. Stammesverfassung und westliche Zivilisation.

Durban.

Die Einbeziehung der Eingeborenen in den modernen Arbeitsprozeß, die aufklärende Tätigkeit der Weißen sowie die Auflösung der alten Stammesverfassung wurden von mir als die drei Hauptgründe angeführt, welche die veränderte

COLIN ROSS

Die erwachende Sphinx

Durch Afrika vom Kap
nach Kairo

*

Mit 112 Abbildungen
und 13 Karten

6. Auflage



LEIPZIG/F. A. BROCKHAUS/1930

Inhalt.

	Seite
Der Kontinent ohne Vergangenheit	3
Marokko	
1. Die Probleme um den Dschebel al Tarik.	17
2. Das Rätsel des marokkanischen Krieges	20
3. Die Stadt des Jalifa.	23
4. Legionäre	26
Südwest	
5. Der Weg des weißen Mannes	33
6. Die Wirtschaftsmöglichkeiten in Südwest	37
7. Südwest als Einwanderungsland	42
8. Was wird aus Südwest?	47
9. Durch die Namib	51
10. Der „Katholische“	54
11. Die letzte Zuflucht der Hereros	58
12. Regenschirm in der Kalahari	62
13. Die Bastardin	66
14. Südwests Erze.	71
15. Die durch ein Sieb geschaufelte Wüste.	76
Südafrikanische Union	
16. Afrikanische und amerikanische U. S. A..	83
17. Does farming pay? Die Grundlage der Entwicklung Südafrikas	87
18. Die rettenden Minen	91
19. Bur und Briten	95
20. Die Entstehung der „Schwarzen Gefahr“	99
21. Die „Schwarze Gefahr“ und die „Schwarze Notwendigkeit“	104
22. Kaffernarbeit und Farbenschranke — die Gründe des südafrikanischen Arbeitsproblems	108
23. Die Mission und ihr Wert.	113

	Seite
24. Stammesverfassung und westliche Zivilisation	117
25. General Herzogs Segregationspolitik.	122
Mozambique	
26. Die Frage der Delagoa Bay	129
27. Die Portugiesischen Kolonien	133
28. Tropenstadt	138
29. Elefantenschlachtfest und Totentanz	142
Nyassaland	
30. Ein Schwarzer Thomas Münzer	151
Rhodesien	
31. Zur geopolitischen Struktur Südafrikas.	159
32. Cecil Rhodes' Erbe	164
33. Die größten Fälle der Welt	168
34. Die Flußmysterien der Kalahari.	171
Kongo	
35. Die abgelenkte Kap—Kairo-Bahn	177
36. Die Kupferstadt	180
37. Minen, Arbeiterrekrutierung und Zwangsarbeit	184
38. Abstecher nach Tschilongo	188
39. Fahrt auf dem oberen Kongo.	194
40. Die Amphibienmenschen des Kitaleesee.	199
41. Der Kongo im afrikanischen Gesamtbild	203
Tanganyika-Territorium (Deutsch-Ostafrika)	
42. Mit der „Zentralbahn“ vom Tanganyika nach Daresfalam	211
43. Der Schatten Lettow-Vorbeck's	217
44. Erlebnisse am Kilimandscharo.	221
45. Deutsche Siedler in „Deutsch-Ostafrika“	226
46. Die Rolle der Tropenkrankheiten in Afrikas Erschließung	230
47. Die Zukunft der weißen Kolonisation	234
48. Die Möglichkeiten deutscher Kolonialpolitik	239
Zanzibar	
49. Die Nelleninsel	251
Kenya	
50. Die weiße Insel	259
51. Beschneidungsfest bei den Kikuyu	263
52. Rekrutierung im Kavirondoland.	269

Uganda	Seite
53. Uganda, ein Angelpunkt des afrikanischen Problems	275
54. Im Schwarzen Königreich	278
55. Zivilisation und Leoparden	283
56. Die Märchenseen in den Mondbergen	287
57. Der Kabaka	292
Ägypten	
58. Ägypten und Afrika	301

Abbildungen

nach Aufnahmen des Verfassers mit Mentor-Spiegel-Messerkamera
auf Agfafilm

In der Dase	Titelbild
Marokko	Seite
Blick auf Tetuan	24
Die Felsen von Ceuta	25
Stadttor von Tetuan	25
Südwestafrikanische Landschaft	
Hohe Farmland am Fuße des Erongogebirges	32
Wasserstelle	38
Im heutigen Südwest	
Deutsches Kriegerdenkmal in Swakopmund	48
Im Auto durch die Kalahari	48
Weisse in Südwest	
Springbrunnen, die Anfänge einer Farm	49
Wiehherde eines fahrenden Vermessers	49
Schwarze in Südwest	
Buschleute	64
Minenarbeiter	64
Tsimeb, das Minenzentrum von Südwest	
Aufstieg aus dem Tagbau	65
Beim Kaufmann	65
Diamanten, Südwests Reichtum	
Die Diamantfelder von Lüderitzbucht	80
Ein Berg nach Diamanten durchsiebten Sandes in Lüderitzbucht	80
Die malerische Südspitze Afrikas	
Blick vom Hafen auf Kapstadt	81
Partie von der Kap-Halbinsel	81

Durban	Seite
Stadthalle	88
Indiennnen auf der StraÙe	88
Schwarze S¼dafrikaner	
Zulu-Ehepaar	89
„Goldgruben“	
Die Crown-Mine von Johannesburg	96
Johannesburg	
Blick vom Corner House auf die Commissioner Street	97
Corner House und Stadtgarten	97
Pretoria	
Regierungsgebäude	104
Marktplatz	104
Aus den Wohnvierteln der Schwarzen in S¼dafrila	
Eingeborenenhotel in Bloemfontein	105
Armselige Wohnh¼tten am FuÙe der Goldhalden in Johannesburg	105
Aus der Arbeit der Mission	
Missionssch¼ler	112
Eine schwarze Lehrerin erteilt Elementarunterricht	112
Die schwarze Schneiderin	113
Aller Anfang ist schwer	113
Beira	
Die Agentur der Deutschen Ostafrika-Linie, davor eine „Trolley“	136
Am Brunnen	136
Baumwolle	
Die R¼ckst¼nde von der Reinigung, hauptst¼chlich Samenkerne, werden zur H¼bereitung in S¼cke verladen	137
Ablieferung der Ernte	137
Elefantenschlachtfest	
Die Beute schrumpft schnell zusammen	144
Ein Gewimmel nackter, fettgl¼nzender Leiber	144
Aus Portugiesisch-Ostafrika	
Frauen aus Murillo	145
H¼bersetzen H¼ber den Shire	145
Nyassaland	
Frauentypen	160
Die Dorflokette	160

	Seite
Rhodesien	
Typisches Landschaftsbild	161
Maisaussschroten im großen	161
An den Viktoriafällen	
Der Verfasser beim Filmen	168
Blick vom Fluß aus	169
An den Ufern des Kongo	
Kettensträflinge als Gepäckträger	176
Der Dampfer nimmt Feuerholz ein	176
Katanga, das Kupferland	
Kupfererzgrube	177
Kupferschmelze in Elisabethville	177
Auf dem Kongodampfer	
Schwarze Passagiere erwarten das Schiff	192
Frisuren der Kongonegerinnen	192
Auf dem Kongo	
Fahistraße durch den Kitalesee	193
Dorf am Oberlauf	193
Ziehende Kraniche	200
Bei den Amphibiennmenschen	200
Deutsch-Ostafrika	
Im Hafen von Darëssalam	201
Die deutsche Gedenktafel für die Gefallenen der Schlacht von Tanga	201
Deutsche Arbeit in Ostafrika	
Straße in Darëssalam. Die indischen Händler bevorzugen deutsche Waren	208
Auf dem Bahnhof in Labora	208
Verlorenes Land	
Blick auf Wilhelmstal (Lushoto)	209
Markt in Wilhelmstal (Lushoto)	209
Negertypen aus Deutsch-Ostafrika	
Massaifrau	224
Männer aus der Gegend von Kigoma	224
Am Kilimandscharo	
Blick auf die beiden Gipfel Mawenzi und Kibo	225

Farmen	Seite
Anfänge einer deutschen Farm	232
Ungerodetes Land	zwischen 232/233
Noden	" 232/233
Noden	" 232/233
Brennen.	" 232/233
 Der Deutsche und die Schwarzen	
Morgenappell auf einer deutschen Farm	233
Die Jüngsten bekommen die Knochen beim Schweineschlachten	233
 Zanzibar	
Der Hafen.	248
Die auf der Stelle des ehemaligen Sklavenmarktes errichtete Kirche	248
Geschlitztes Tor	zwischen 248/249
Dorfstraße	" 248/249
Leich im Garten des ehemaligen Sultanspalastes	" 248/249
Frauentanz	249
Frauentanz	249
 Am Viktoriassee	
Dorf im Schlafkrankheitsgebiet	264
 Beschneidungsfest bei den Kikuyu	
Die „einzuführenden Mädchen“ im Festschmuck	zwischen 264/265
Tanz der „einzuführenden Mädchen“	" 264/265
Auf dem Weg zu den Einführungszeremonien	" 264/265
Der Kikuyuauberer	" 264/265
Die Lehrmutter der „Einzuführenden“	265
Der Alt der Beschneidung	265
 Kavirondo	
Männer beim Festtanz	268
Festlich geschmückte Mädchen	268
Krieger und Tänzerinnen bewundern meine Kamera	269
Häuptlinge	269
 Kavirondo-Kriegstanz	
Auf dem Weg zum Festplatz	272
Vor dem Tanz	272
Die Männer tragen einen phantastischen Straußenfederschmuck	zwischen 272/273

	Seite
Im „wilden Afrika“	
Kavirondos beim Tanz	zwischen 272/273
Auf Elefanten-Safari	" 272/273
Vornehme Eingeborene in Uganda	
Der Finanzminister und der Premierminister	273
Frau in der üblichen modernen Kleidung	278
An den Nilquellen	
Der Viktoria-Nil	280
Im schwarzen Königreich	
Hütte eines Bugando, der gerade mit dem Fordauto vorfährt	281
Straße mit Dulas in Kampala	281
Urwaldzauber	
Ein Märchensee am Fuße des Muvenzori	288
Wasserstelle	288
Einmal und jetzt	
König Metefas Grab	289
Bau einer Straße vom Lorodistrikt an den Rudolfssee	289
In Oberägypten	
Bei Assuan	296
Die Hirtin	296
Am Nil	
El Marg	297
Ein Schaduff	297
Ägyptische Landschaft	
Dorf im Niltal	304
Sitabelle von Kairo	304
Das alte und das neue Ägypten	
Säulenhalle des Tempels von Karnak	305
Straße in Kairo	305